



Je höher der Mädchenanteil in den Klassen der fünften bis achten Schulstufe, desto eher wechseln die Mädchen in eine eher männlich dominierte, techniklastige Schule wie die HTL.

Foto: Heribert Corn

Getrennt besser rechnen

Mathematikunterricht ohne Buben erhöht die Chance von Mädchen, dass sie später in eine technische Schule gehen. Expertinnen empfehlen fächerweise Geschlechtertrennung.

Wien – Eine partielle Abkehr von der Koedukation – dem gemeinsamen Unterricht von Mädchen und Buben – leiten die Autorinnen einer neuen Studie über Bildungswegentscheidungen aus dieser ab. Nicole Schneeweis und Martina Zweimüller vom Institut für Volkswirtschaftslehre der Universität Linz sprechen sich dafür aus, dass Mädchen in Mathematik und Naturwissenschaften besser ohne Buben lernen sollten, um ihre immer wieder dokumentierte Scheu vor diesen Fächern abzubauen.

In der Pisa-Studie 2006 stach Österreich in Mathematik mit der größten Geschlechterdifferenz zu-

gunsten der Buben, die im Schnitt 23 Punkte mehr schafften, hervor.

Die beiden Bildungsforscherinnen konnten nun in einer umfassenden Analyse der Daten von 19 Linzer Schülerjahrgängen zwischen 1988 und 2006 (beschränkt auf Hauptschulen, da 80 Prozent der AHS-Unterstufenschülerinnen in der AHS bleiben) zeigen, dass Mädchen nach der achten Schulstufe eher einen männlich dominierten Schultyp wie eine Höhere Technische Lehranstalt (HTL) wählen anstatt der traditionellen weiblich codierten Höheren Bundeslehranstalt für wirtschaftliche Berufe (HBLA), wenn sie vorher Klassen mit einem hohen Mädchenanteil besucht haben.

Typisch Mann, typisch Frau

Die Erhöhung des Mädchenanteils in einer Klasse um elf Prozentpunkte, etwa von 50 auf 61 Prozent, erhöht die Wahrscheinlichkeit, dass eine HTL gewählt wird, um 4,8 Prozentpunkte. „Das ist ein signifikanter Unterschied“,

betont Nicole Schneeweis: „Das Ergebnis ist robust, es hält auch Placebo-Tests stand.“

Neben bekannten Ansätzen wie jenem, dass Mädchen in monoedukativen Klassen mehr Selbstbewusstsein in Fächern entwickeln, die als nicht typisch für ihr Geschlecht gelten, seien auch das Verhalten der Lehrer und das Klassenklima heranzuziehen.

Das Interesse der Ökonominen resultiert daraus, dass sich die Beschäftigungsraten von Frauen und Männern zwar annähern, nicht aber die Einkommensunterschiede. Eine Ursache dafür liegt in der unterschiedlichen Berufswahl. Männer zieht es eher in gut bezahlte, machtvolle Jobs, Frauen landen oft in schlecht bezahlten Dienstleistungs- und Sozialberufen. Die Wahl des Schultyps sei also von besonderer Relevanz für die Berufsausbildung sowie für Job und Einkommen, erklärt Schneeweis die gesellschaftspolitischen Implikationen der Studienergebnisse. (APA, nim)